

Und doch wohnten zu Beginn des Weltkrieges kaum mehr als 25 000 Schwarze in Harlem.

Die große Flut brach erst herein, als das Munitionsgeschäft billige Hände brauchte.

Man brauchte viele Hände, man rief laut nach ihnen. Es kamen Tausende, Zehntausende. Aus den Südstaaten, aus West-Indien.

Und als man keine Schrapnells, keinen Explosivstoff mehr herstellte und den farbigen Mann gern wieder nach Hause geschickt hätte, ging er nicht. Es gefiel ihm in der schönen, großen, komfortablen Stadt. Er klammerte sich an und — blieb.

So kam es, daß heute jeder zwölfte New-Yorker negerblütig ist. So hörte Harlem auf, ein Stadtteil zu sein wie viele andere. So wurde es eine komplette, in sich geschlossene soziale Maschinerie, eine schwarze Stadt.

Harlem wurde des schwarzen Mannes dritte Heimat.

Als er von Afrika nach den amerikanischen Südstaaten verkauft wurde, bedeutete das nicht viel. Er tauschte eine Strohütte gegen die andere.

Dann kam das Ende der Sklaverei, die Freiheit. Dann kam — alles noch unten im Süden — der amerikanische Bürgerbrief.

Und nun — dieser Riesensprung: Wohnen im Wolkenkratzer, tägliches Bad, Fahrt zur Arbeitsstätte durch unterirdische Röhren und was dergleichen Zaubereien mehr sind!

Der schwarze Mann riß die Augen auf.

Dann horchte er lächelnd hin, beobachtete. Sah den Weißen, der eine hochmütige, abweisende Grimasse schnitt, der aber doch — da er das alles geschaffen hatte — Gegenstand staunender Bewunderung war.

Ja, das hieß in Wahrheit Mensch sein!

Und der lange, sehnsüchtige Blick des Schwarzen löste sich in den grellen, wildentschlossenen Schrei: „I too! I too!“ — „Ich will auch so sein! Ich auch!“

Dieser unbändige Trieb zur Mimikry läßt Harlem in seiner inneren Organisation als

exakte Nachahmung des amerikanischen Kulturmodells entstehen.

Das Vorbild wird aufs genaueste kopiert, ohne jede Kritik.

Die Harlemer Kirchen, Spitäler und Banken, die Schulen und Wirtshäuser, die Klubs, Bruderschaften und Logen, Frauenrechtsvereine, Forschungsinstitute und Vergnügungstätten — alles, alles in der Negerstadt gleicht aufs Haar dem Idol: New York.

Noch sind überall die Windungen sichtbar, durch die sich die gewaltige Kraft eines unverbrauchten Volks in die Höhe schraubt.

In Harlems Kellerkneipen und Kabarets, die nur selten ein weißer Mann betritt, tobt nachts bei Ginger-Ale das kreischende Halbtier — der ungewandelte Naturlaut brüllt seine Freude hinaus über die glückliche Landung in der Weltstadt.

Aber im Lafayette-Theater an der Lenox-Avenue hat man sich vom schwarzen Lokalautor übers amerikanische Sensationsstück — nach dem Beispiel des literarischen Ehrgeizes am Broadway — bis zu Shakespeare, Ibsen, Wilde und Shaw emporgespielt.

Harlem will wie New York sein. Drum ist es laut, drum ist es fleißig, drum ist es fromm. Und um der Gleichheit willen ist es auch, sehr gegen seine Natur, puritanisch.

I too! I too!

Mimikry! Mimikry!

Immer und immer tönt durch das Reden und Denken des Negers dieser heiß wünschende Schrei des Bluts: nach Gleichsein!

Das Blut schreit wildes Begehren, und — es schreit Entsetzen zugleich.

Weil es sich selbst im Weg ist. Weil der Wille zur Anpassung, zum Gleichsein gerade am Blut scheitert. Am unausrottbar dunklen Blut.

Weil der weiße Mann sein Blut mit dem dunkleren wohl in schwülen Nächten mischt, aber — am Tage die Nase rümpft.

Die schwarze Welle bricht sich am weißen Damm.

Und spaltet sich zugleich.